

Gleich knallt's! Knallt's gleich?

Wenn diese Pandemie überhaupt was Gutes gebracht hat, dann vielleicht das: Mehr als früher scheinen die Menschen bereit, über ihr Befinden zu sprechen, über Geldsorgen, Einsamkeit, Angst. Auch öffentlich. Die Nöte eines freischaffenden Schauspielers hat Thorsten Danner auf die Bühne des Theaterhauses G7 in Mannheim gebracht. Sie sind existenziell.

VON NICOLE SPERK

Genau sechs Patronen hat Thorsten Danner in seiner Pistole. Er hat die Waffe bei einem Filmdreh geklaut und ist jetzt bereit, sie einzusetzen. Wer an den falschen Stellen lacht, wer sein Handy laut klingeln lässt oder wer sich sonst unpassend verhält, läuft Gefahr, abgeknallt zu werden. „Danner“, das macht Thorsten Danner in den ersten Minuten seines fast zwei Stunden dauernden Monologs klar, ist kein Spaß. „Sie wollen wahrscheinlich gut unterhalten werden“, sagt er zur Begrüßung des Publikums im Hofgarten des Theaterhauses G 7. „Ich würde mich nie gut unterhalten bei einem Monolog.“ Teufliches Grinsen. Wir werden es noch häufiger sehen an diesem lauen Sommerabend.

Ach, das Geld

Thorsten Danner stammt aus der hessischen Provinz, wo er als Nummer 10 in sämtlichen Jugendmannschaften des SV Hofbieber erfolgreich war und fast eine Karriere als Fußballprofi gemacht hätte. Heute ist er 52 Jahre alt und lebt in der Mannheimer Neckarstadt als geschiedener Single in einer Zweck-WG mit einem kastrierten Kater. Ein Hund käme für ihn nicht in Frage, „weil er scheißen muss“, und Danner hat keine Lust, die Scheiße wegzumachen. Der Kontakt zur Katze beschränkt sich auf „Pflichtstreicheln“. Spätestens an dieser Stelle bekommt der Abend Stand-up-Comedy-Charakter. Er sinniert darüber, was für eine „Riesensauerei“ es ist, dass Til Schweiger („dieses Schauspiel-Placebo“) ein Vielfaches von Danner verdient. Ihm selbst sei Geld nicht so wichtig, sagt Danner und macht es doch immer wieder zum Thema. „Heute Abend gibt's keine Videoclips, das Haus muss sparen“, sagt er und schickt mit einem wieder teuflichen Grinsen hinterher: „So angewiesen bin ich gar nicht auf Sie, ist ja alles hochsubventioniert.“

Vor sechs Jahren hat Thorsten Danner sein langjähriges festes Engagement am Nationaltheater Mannheim gegen die Unsicherheit einer freien Künstlerexistenz eingetauscht. Er ist (eigentlich) regelmäßig Gast auf den



Monatelang lag Thorsten Danner mit Existenzängsten in der Badewanne. Jetzt kann er endlich wieder auf der Bühne stehen.

FOTO: THOMAS TRÖSTER/FREI

unterschiedlichsten Theaterbühnen im deutschsprachigen Raum, er gibt Workshops und ist ausgebildeter Thai-Masseur. „Für mich ist das hier eine prekäre Beschäftigungssituation“, sagt er. Aber er erzählt nicht einfach nur aus seinem Leben. Es gibt da ja noch diese sogenannte „Metaebene“. Das ist, „wenn du was erschaffst und es im gleichen Moment mit deinen Kommentaren zulädest“. Während er spielt, spricht Danner ein- oder zweimal mit dem Autor Roland Spranger, der im Publikum sitzt und ihm den Monolog auf den Leib ge-

schrieben hat. Ansonsten hat Danner etwas gegen Metaebenen und gegen szenische Einfälle überambitionierter Regisseure. „Ich will nicht eins von neun Gretchen sein“, brüllt er, „oder auf einer Walze herumspringen.“ Am Theater sei auch nicht immer alles einfach. Die Sauferei, früher mehr als heute. Der Druck, eine Premiere nach der anderen spielen zu müssen, heute mehr als früher.

„Glauben Sie, dass es schön ist, hier zu stehen und auf Sie einzureden?“, fragt Danner. Und, ja: Auch wenn es hinten bei den Technikern, bei denen

es immer Bier und die Übertragung eines relevanten Fußballspiels geben mag, sicher auch schön ist: Man darf davon ausgehen, dass Thorsten Danner es genießt, auf der Bühne zu stehen und seinen Beruf auszuüben. Dass er es – nicht auf einer Metaebene, sondern ganz direkt – genießt, sich einfach mittendrin auf den Boden zu legen, wie aus dem Nichts einen zu Recht niemandem im Publikum bekannten Ballermannhit anzustimmen („Alle Jungen, alle Mädchen, zieht eure T-Shirts aus“) und Schiller und Shakespeare so laut zu rezitieren,

dass das sommerliche Hinterhofgeschrei in den Quadraten locker überbört wird.

Am Ende hat Thorsten Danner niemanden erschossen. Nicht einmal sich selbst. Nach einem Anruf, der einen Job an der Volksbühne verheißt, überlegt er es sich noch mal anders. Was für ein Glück.

TERMIN

Die letzte Vorstellung von „Danner“ ist heute um 20 Uhr im Hofgarten des Theaterhauses G7 in Mannheim, G7, 4b. Es gilt die „3G“-Regel.

Wir Virologen und so

Kabarettist Frederic Hormuth im Museumgarten des Mannheimer Zeughauses

VON STEFAN OTTO

Das „Jetzt erst recht!“-Festival, das Künstler aus der Region in der Pandemie unterstützt, geht weiter. Der Heppenheim Kabarettist Frederic Hormuth hat den neuen Schauplatz, den Garten des Mannheimer Museums Zeughaus in C5, eröffnet, passend mit seinem neuen Programm „Wer ist eigentlich Wir?“

„Das Programm ist so neu, das hätte eigentlich vor acht Wochen Premiere gehabt“, erklärte Hormuth bei einem seiner ersten Auftritte nach dem Lockdown. Mit 100 Besuchern war die Vorstellung ausverkauft. „Man hat Sie auseinandergesetzt. Das kenne ich aus der Schule“, stellte der Bühnenkünstler angesichts der coronabedingt einzeln und in kleinen Gruppen aufgestellten Stühle fest. „Die Reflexe sind noch da!“ freute er sich, als das Live-Auftritten entwöhnte Publikum applaudierte.

„Wir müssen reden!“ begann er sein zehntes Soloprogramm, um so gleich zu spezifizieren: „Also, ich rede und Sie hören zu!“ So ist das eben bei Monologen. Hormuth erinnerte an einen vergleichbar monologischen Auftritt Helmut Kohls im Bundestagswahlkampf 1998, als der Kanzler ihm auf dem Mannheimer Marktplatz zudem ungefragt die Hand geschüttelt habe. „Ich konnte mich nicht wehren, ich konnte auch nicht ausweichen. Ich habe dann noch eine lange Zeit Alpträume gehabt.“ Kohl sei eben so vernehmend gewesen, wie die Politik überhaupt.

Parteien operierten sehr gerne mit dem Personalpronomen „wir“, so der studierte Germanist Hormuth, der an das genossenschaftliche, kollektive wie an das ungleiche nationale bis völkische „wir“ erinnerte. „Wir sind das Volk!“ war mal ein Protest gegen eine Diktatur. Inzwischen ist es auch ein Slogan der Rechten. „Es seien letztlich einfach zu viele, die sich das „wir“ auf die Fahnen schrieben, das dadurch zu einer unangenehm „trüben Suppe“ verkoche, „in der alles verschwimmt, ein bisschen so wie im Klärwerk“.

Die gemeinsam durchlebte Pande-



Frederic Hormuth und das Wir-Gefühl in der Pandemie.

FOTO: PRIVAT

mie erzeuge derzeit ein gewisses verbindendes Wir-Gefühl aller Beteiligten. Zu ausgeprägt wirke es jedoch bald toxisch, warnte der geschichtsbewusste Kleinkünstler. Auf die geeignete Balance komme es eben an. „Kaum hast du als Volk ein besonders starkes Wir-Gefühl, marschierst du vielleicht aus Versehen beim Nachbarn ein“, spielte er auf den Polenfeldzug der Nazis wie auf weitere Angriffskriege und Annexionen an. Gleichzeitig spalte Corona aber auch die Gesellschaft, zeigte Hormuth sich wenigstens in dieser Hinsicht beruhigt, und zwar „in mindestens 83 Millionen Hälften“. „Das ist nicht nur mathematisch ein Problem“, erkannte der 52-jährige gebürtige Mannheimer, der in 1990er Jahren mit Marion La Marché und Rino Galiano das kabarettistische Trio „Die Allergiker“ bildete, bevor 1998 sein erstes Solo „Kabarrazzo“ Premiere feierte.

Tatsächlich versuchte er jetzt das Problem mathematisch anzugehen, auch wenn er sich da selbst nur auf dem Niveau „Astronaut für Arme“ verortete, und formulierte überzeugende Gleichungen wie „Wir = die anderen + ich“. „Ich bin des, was überwiegend bleibt, wenn man die anderen mal

wegdenkt“, verfiel er jenseits aller Mathematik in den Dialekt seiner Wahlheimat. Auf der Bühne im recht feudalen Zeughausgarten spielte Hormuth vergleichsweise größer und lebendiger auf als gewohnt. Der offene, weite Raum schien ihm gut zu tun, vielleicht war es aber auch die Befreiung nach der verordneten Pandemiepause, die daran ihren Anteil hatte.

Zwischendurch spielte er am Keyboard „Andere Menschen“ und „Das ist nur ein kleiner Piks“, einen eingängigen Song über das Titelthema und einen über die Pandemie, die neben der Frage „Wer ist eigentlich Wir?“ einen zweiten, kleineren Schwerpunkt bildete. Da vermisste Hormuth bereits heute die verlorene „virologische Unschuld“, die noch 2019 unbefragt Bestand hatte. Wird etwa „das Lachen in geschlossenen Räumen“ zurückkehren? Gerade im Kleinkunstbereich: „Was haben wir uns da gegenseitig die Aerosole auf die Schleimhäute gepustet“, erinnerte er wehmütig an kabarettistische Veranstaltungen vergangener Tage und verwies auf die neue Luftfilteranlage in der nahen Klapsmühl am Rathaus. Im September spielt Frederic Hormuth dort sein neues Programm.

Experimentierfreudiger Jazz

Der Saxophonist Paul Stoltze mit seinem Quartett auf der „Summer Stage“

VON GEREON HOFFMANN

Lust auf Experimente hat der Saxophonist Paul Stoltze mit seinem Quartett auf der Sommerbühne beim Kulturzentrum Das Haus bewiesen. Erstmals hat er nämlich bei einem Live-Auftritt mit einem Loooper gespielt, und den Titelsong seines Albums „What we need“ hat er auf einem Ewi, einer Art elektronischem Saxophon, dargeboten. Das Konzert klang frisch und inspiriert und machte Lust auf die bald erscheinende Platte.

Angefangen hat das Mittagskonzert vergleichsweise konventionell, wenn man davon absieht, dass erstmal nur drei Leute auf der Bühne standen, was für ein Quartett eher unüblich ist. Aber in dieser reduzierten Besetzung spielte Stoltze mit Martin Simon am Bass und Heiko Duffner an der Gitarre eine Blues-Variation zum Warmwerden. Der Bass marschierte swingend, die Gitarre spielte die Akkorde als Stabs, kurze Akzente, die den Swing nochmal unterstreichen. Und man hörte schon an den elegant fließenden schnellen Linien, wie gut Stoltze sein Instrument beherrscht. „Friends“ heißt das Stück und es gehört auf die Liste derjenigen Sachen, die wir nach Stoltzes Ansicht brauchen.

Wie er dem Publikum erzählte, habe er in der Zeit der Pandemie darüber nachgedacht, was im Leben wichtig sei. Und dazu gehörten eben Freunde. Auch ein freundlicher Umgang miteinander sei wünschenswert und das hat Stoltze in „Kindness“ musikalisch umgesetzt. Das ruhigere und harmonisch wohlklingende Stück hat Martin Simon mit einem entspannten, sehr passenden Basssolo veredelt. Auch die Gitarre von Heiko Duffner bekam viel Freiraum. Duffner füllt überhaupt die Rolle des „Akkordarbeiters“ in der Band sehr gut aus. Dabei setzt er geschmackvolle Harmonien. Besonders ansprechend klingt sein Solo, wenn er seine Telecaster ein kleines bisschen anzerrt und so einen warm singenden und sehr präsenten Ton erzeugt.

Dann kam der vierte Mann dazu, Perkussionist Mario Maradei Gonza-

lez. Er hat, wie Duffner, Stoltze und Simon, an der Musikhochschule Mannheim studiert. Auffällig an seinem Spiel war, wie aufrecht und ruhig er an seinem Schlagzeug saß und scheinbar ganz mühelos sehr raffinierte Rhythmen spielte. Und so ging dann mit „Journey“ eine musikalische Reise in die Karibik los, auf der Reggae-Rhythmen dominierten. Die Reise ging in großen Schritten voran, nämlich mit einem präzise zusammengespielten Thema in aufeinanderfolgenden Quartschritten. Und weil Gonzalez Spezialist für afrokubanische Musik ist, bekam er auch ein Solo.

Um sich in eine Ein-Mann-Band zu verwandeln, schaltete Paul Stoltze dann eine Loop-Station ein. Das ist ein Gerät, das Klänge aufzeichnet und in Endlosschleifen wieder abspielt. Weil das mehrfach hintereinander möglich ist, kann ein Spieler damit

immer weitere Spuren übereinanderlegen. Und das machte Stoltze. Für sein Stück „Nature“ baute er ein verschachteltes Klangbild auf, über das er dann improvisierte. Dabei verwendete er auch Überblasenes und Geräuschhaftes, so dass sich der Eindruck eines Dschungels entwickelte, in dem es nicht bloß friedlich zugeht. Das war für ein Mittagspausenkonzert schon ein bisschen sperrig, kam aber beim Publikum an.

Schon veröffentlicht ist das Titelstück „What we need“. Da spielte Stoltze auf einem Ewi, einem Electronic Wind Instrument. Das ist ein Gerät, mit dem ein Saxophonist Synthesizer ansteuern kann. Es setzt Griffe und Blastechnik in Steuersignale um, die dann elektronische Klänge abrufen. Und so bekam das Publikum einen funky Synthesizer-Bass und weitere Klänge in einer groovenden Nummer zu hören.



Paul Stoltze trat beim Kulturzentrum Das Haus erst im Trio, dann im Quartett und dann auch noch als Ein-Mann-Band auf.

FOTO: AGENTUR/FREI